

(Nachdruck verboten.)

44)

## Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen  
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

„Was giebt es?“ fragte Lucas.

„Manet ist schon wieder drüben in der Hölle gewesen, obgleich es ihm ausdrücklich verboten worden ist,“ erwiderte Soeurette. „Ich höre eben, daß er gestern abend die alle hier mit hinübergeworfen hat; und diesmal sind sie sogar über die Mauer geklettert.“

Eine Grenzmauer schied das Terrain der Crèche von dem der Hölle, und in ihr befand sich eine Thür an der Ecke, wo der Garten Delaveaus lag. Diese Thür war durch einen Niegel zu verschließen, welcher, seitdem die nachbarlichen Begehungen aufgehört hatten, stets vorgeschoben war.

Aber Manet widersprach.

„O nein, wir sind nicht alle über die Mauer geklettert. Ich bin allein hinübergeklettert und habe den andren die Thür geöffnet.“

Nun wurde auch Lucas böse.

„Weißt Du nicht, daß man Dir wenigstens schon zehnmal verboten hat, dort hinüber zu gehen? Ihr werdet uns noch große Unannehmlichkeiten zuziehen, und ich sage Euch, Dir und den andren, daß das sehr schlimm ist, was Ihr gethan habt, sehr häßlich!“

Manet sah ihn mit großen Augen an. Es ging ihm zu Herzen, daß er Lucas so empört sah, denn er war im Grunde ein guter Junge; aber er verstand die Ursache nicht. Er war nur über die Mauer geklettert und hatte den andren die Thür geöffnet, weil Mise Delaveau mit Paul Boisgelin, Louise Mazelle und noch einige sehr lustige Kinder gestern drüben gewesen waren, mit denen sie hatten spielen wollen. Mise Delaveau war so lieb und die andren auch.

„Warum sehr häßlich?“ fragte er verdutzt. „Wir haben niemand was Böses gethan und haben uns sehr gut miteinander unterhalten.“

Er erzählte, welche Kinder da gewesen waren, und berichtete wahrheitsgemäß, was sie gethan hatten. Sie hatten nur gespielt und nichts Böses angestellt, weder Pflanzen abgerissen noch Steine in die Blumenbeete geworfen.“

„Mise verträgt sich sehr gut mit uns,“ schloß er. „Sie hat mich gern, und ich habe sie gern, seitdem wir Freunde geworden sind.“

Lucas unterdrückte ein Lächeln. Es wurde ihm warm ums Herz, und eine schöne Vision tauchte vor ihm auf, als er sah, daß diese Kinder zweier verschiedener Klassen miteinander fraternisierten, sich trotz der Abschließung fanden, miteinander spielten und lachten, während Kampf und Haß die Väter trennte. Blühte in ihnen schon der künftige Friede auf?

„Es ist möglich,“ sagte er, „daß Mise sehr lieb ist und daß Ihr Euch gut vertragt. Aber es ist nun einmal so angeordnet, daß sie drüben bleibt und ihr hier, damit niemand Ursache zur Klage hat.“

Soeurette, lebensfalls von dem Zauber dieser kindlichen Unschuld besiegt, sah ihn mit so besänftigtem, verzeihendem Blicke an, daß er in gütigem Tone schloß:

„Nun geht, Kinder, ich weiß, Ihr werdet's nicht wieder thun,“ weil Ihr uns damit Kummer macht.“

Als nun Lefant und Yvonnot die Crèche verlassen hatten, zusammen mit Arsene und Olympe, Eugénie und Nicolas, die sich an den Spielen beteiligt hatten und widerwillig schieden, dachte Lucas daran, in seine Wohnung zurückzukehren, denn sein täglicher Rundgang war beendet. Vorher mußte er aber noch bei Josine vorsprechen, wie er es sich vorgenommen hatte. Der Vormittag war ein guter gewesen, sein Herz war erfüllt von Hoffnung und Zuversicht. Vorerst einmal hatte ihm das Gemeinhaus mit seinem Dach aus glasierten Ziegeln und seinem bescheidenen Fayenceschmuck voll glücklicher, geistlicher Fröhlichkeit geschienen unter der hellen Sonne. In den Werkstätten pulsierte die lebendige Arbeit, die Magazine strotzten von Vorräten. Dann hatte er die Hoffnung empfangen, daß es gelingen werde, die Bauern von Combettes zu vereinigen

und seinem Unternehmen anzugliedern, dem sie das Korn liefern sollten im Tausch für die Werkzeuge und Maschinen. Und welch erquickenden Ausblick eröffneten die Schulen, der von lustigem Lärm belebte Garten mit seiner glücklichen Jugend, in der die Zukunft heranklühte! Und nun durchschritt er seine heranwachsende Stadt mit den hübschen weißen Häuschen, die sich mitten im Grün auf allen Seiten erhoben. Der Städtegründer, der in ihm lebte, empfand innige Freude bei jedem neuen Bau, der sich zu den andren gesellte und das junge Gemeinwesen vergrößerte. War dies nicht seine Mission? Sollten nicht die Menschen und die Dinge sich nach seinem Wort erheben und zu einander stehen? Er fühlte die Kraft in sich, den Steinen zu gebieten, daß sie sich auf türmen, sich zu menschlichen Behausungen, zu öffentlichen Gebäuden ordneten, in welchen die Brüderlichkeit, die Wahrheit, die Gerechtigkeit wohnen sollten. Freilich war er erst beim Säen, er hielt noch bei der Grundlegung, bei den ersten zögernden Anfängen. Aber an manchen Tagen glücklicher Seelenstimmung sah er im Geiste die vollendete Stadt, und das Herz jubelte ihm in der Brust.

Das Haus, in welchem Ragus und Josine wohnten, eines der ersten der Anlage, befand sich nahe am Park der Crèche, zwischen den Häusern Bonnaires und Bourrons. Als Lucas die Straße überschritt, sah er von weitem an einer Ecke drei Frauen in eifrigem Gespräch; er erkannte bald die Frauen Bonnaire und Bourron und die Fauchard, die heute mit ihrem Mann herübergekommen war, um zu sehen, ob die Crèche wirklich das Schlaraffenland sei, von dem man erzählte, und die sich nun offenbar bei den andern Rats erholte. Die Frau Bonnaires, die Loupe genannt, mit der scharfen Stimme und den heftigen Geberden, mochte wohl das Bild nicht allzu rosig ausmalen; sie war immer wütend, immer unzufrieden, konnte niemals Freude empfinden und vergällte sich und andern das Leben. Zuerst war sie froh gewesen, als ihr Mann Arbeit in der Crèche gefunden hatte; dann aber hatte sie sich in den Gedanken hineingelegt, daß ihnen sogleich reichlicher Gewinn zufallen werde, und sie war nun voll verbissenen Grimmes, daß es vielleicht sehr lang werde warten heißen, und daß sie sich noch immer nicht die Uhr kaufen konnte, nach der sie seit Jahren Sehnsucht hatte. Babette Bourron im Gegenteil, glücklich und zufrieden wie immer, erging sich in Lobpreisungen ihrer jetzigen Lage und war besonders erfreut darüber, daß ihr Mann sich nicht mehr in Gesellschaft Ragus betrank. Und zwischen den beiden stand nun die Frau Fauchards, bleicher, magerer und verhärnter als je, ratlos, was sie glauben sollte, aber mehr zu der trostlosen Auffassung der Loupe neigend, so überzeugt war sie, daß es für sie keine Freude mehr im Leben gebe.

Der Anblick der Loupe und der Fauchard, wie sie mit düsteren Mienen beisammen standen und plauderten, erweckte ein unangenehmes Gefühl in Lucas. Seine frohe Laune war verdorben, denn er wußte sehr gut, daß die Frauen einen störenden Einfluß in seinen keimenden Staat der Arbeit, des Friedens und der Gerechtigkeit brachten. Er kannte ihren starken Einfluß, durch sie und für sie hätte er sein Reich gründen mögen, und sein Mut sank, wenn er unter ihnen mißgünstige, feindliche oder einfach nur gleichgültige traf, die anstatt die erwartete Hilfe zu bringen, das Hindernis, das zerstörende Element werden konnten, das alles gefährdete. Er ging grübelnd vorüber, und die Frauen schwiegen mit verlegenen Mienen, als wären sie bei etwas Schlechtem ertappt worden.

Als Lucas die Wohnung Ragus betrat, fand er Josine mit einer Näharbeit am Fenster sitzen. Aber sie hatte die Arbeit auf den Schoß sinken lassen und saß weitausschauenden Blickes, in so tiefes Sinnen verloren, daß sie ihn nicht hörte. Er blieb stehen und betrachtete sie eine kurze Weile. Es war nicht mehr das armselige, schlecht gekleidete Mädchen, das er damals auf der Straße herumirrend getroffen hatte, halb verhungert, mit blassem, verhärntem Gesicht und unordentlichen Haaren. Sie war nun einundzwanzig Jahre alt und sah ungemein anmutig aus in dem einfachen blauleinenen Kleid, das ihre schlankte, geschmeidige, zarte aber nicht magere Gestalt umschloß. Ihre schönen blonden, seidenweichen Haare

waren gleich der Blüte ihres reizenden Gesichtchens mit den lachenden blauen Augen und dem kleinen, frischen Wunde. Und wie ein wohlgestimmter Rahmen umgab sie das helle, reinliche, mit gestrichenen Möbeln eingerichtete Wohnzimmer, ihr liebster Raum in dem kleinen Hause, welches sie so glücklich betreten hatte, und welches sie seit nun drei Jahren mit so viel Freude bewirtschaftete und zu verschönern sich bemühte.

Woran dachte Josine, während sie so mit traurigem Ausdruck auf ihrem blassen Gesichte in tiefem Sinnen dasaß? Als Donnaire Nagu bewogen hatte, ihm zu folgen und sich der Genossenschaft der Kameraden anzuschließen, hatte sie geglaubt, daß nun alles Leid vorüber sei. Sie sollte nun ein hübsches Haus für sich haben, das tägliche Brot war gesichert, und Nagu selbst würde sicher ein besserer Mensch werden, wenn er in seiner Arbeit nicht mehr so viel Plage und Verdruß hatte. Und ihre Erwartungen wurden nicht getäuscht, Nagu hatte sie sogar, auf den ausdrücklichen Wunsch Coquette's hin, geheiratet, freilich, ohne daß sie hierüber so glücklich gewesen wäre, wie sie einmal, zu Anfang ihres Verhältnisses, geglaubt hatte. Sie hatte sogar nicht eher eingewilligt, als bis sie Lucas befragt hatte, der ihr Ketter, ihr Herr, ihr Gott war. Und im tiefsten Herzen barg sie die töstliche Erinnerung, daß er durch diese Bitte um Erlaubnis in Verwirrung gesetzt worden war, daß er, wie sie fühlte, eine Minute des Schmerzes durchgemacht hatte, ehe er seine Einwilligung gab. Aber war das nicht die beste, die einzig mögliche Lösung? Sie konnte nur Nagu heiraten, da dieser sich dazu bereit erklärte. Lucas mußte um ihrwillen froh über diese Wendung sein, und er bewahrte ihr nach ihrer Heirat dieselbe Zuneigung, sandte ihr, so oft er sie sah, ein Lächeln zu, als ob er sie fragen wollte, ob sie glücklich sei. Und ihr armes Herz verging, verletzten in unbefriedigter Sehnsucht nach Zärtlichkeit.

Mit einem leichten Zusammenzucken erwachte Josine aus ihrem trüben Sinnen, als ob ein Hauch ihr die Nähe desjenigen angekündigt hätte, an den sie dachte. Sie wandte sich um und sah Lucas, der sie mit teilnahmvollem Lächeln betrachtete.

„Ich bin gekommen, liebes Kind, weil Nagu mir sagte, daß Sie sich in diesem Hause sehr schlecht befinden, daß es dem vollen Windaufschlag von der Ebene her ausgesetzt ist und daß der Sturm wieder drei Scheiben in Ihrem Schlafzimmer zerbrochen hat.“

Sie hörte ihn verwirrt und betroffen an und wußte nicht, was sie sagen sollte, um ihren Mann nicht Lügen zu strafen und doch auch selbst nicht zu lügen.

„Ja, Herr Lucas, es sind einige Scheiben zerbrochen, aber ich weiß nicht gewiß, ob das der Wind gethan hat. Freilich, wenn der Wind von der Ebene her weht, bekommen wir unser gutes Teil davon.“

Ihre Stimme zitterte, sie konnte zwei schwere Thränen nicht zurückhalten, die ihr über ihre Wangen herabrollten. Nagu war es, der in einem Wutausfall die Scheiben zerbrochen hatte, als er alles zum Fenster hinauswerfen wollte.

„Wie, Josine, Sie weinen? Was fehlt Ihnen? Sagen Sie mir alles, Sie wissen, daß ich Ihr Freund bin.“

Er hatte sich neben sie gesetzt, sehr bewegt, als er sie unglücklich sah. Aber schon hatte sie ihre Thränen getrocknet.

„Nein, nein, es ist nichts. Verzeihen Sie meine Thorheit. Sie treffen mich gerade in einem schlechten Augenblick, wo ich mir dumme Gedanken mache und mich unnötig abhärme.“

Aber so sehr sie sich auch sträubte, er brachte sie dazu, daß sie ihm ihr Herz ausschüttete. Nagu konnte sich in diese friedliche und geordnete Lebensweise, in das langsame und ausdauernde Emporarbeiten zu einer besseren Existenz nicht hineinfinden. Er schien Heimweh zu haben nach dem Glend und den Leiden der Lohnflaverei, an die er sich gewöhnt hatte, für die er Trost in der Schenke und in ohnmächtigen Worten der Empörung fand. Er vermied die schwarzen und schmutzigen Bekfrachten, den stillen, geheimen Kampf mit den Vorgesetzten, die brutalen Streitigkeiten mit den Kameraden, die Tage voll Haß und Wut, die damit endeten, daß man zu Hause das Weib und die Kinder schlug. Nachdem er sich zuerst in Spottreden Luft gemacht hatte, war er nun bei den Schimpfreden angelangt, nannte die Crèche eine große Kaserne, ein Gefängnis, wo man gar keine Freiheit hatte, nicht einmal die, einmal ein Gläschen mehr zu trinken, wenn man Lust dazu bekam. Dabei verdiente man gar nicht mehr als in der Hölle und hatte obendrein allerlei Sorgen, war der Gefahr ausgesetzt, daß das ganze Unternehmen schief ging, daß

bei der Gewinntheilung gar nichts auf einen kam. So liefen seit zwei Monaten sehr böse Gerüchte um, es hieß, daß man sich dieses Jahr werde sehr einschränken müssen, weil neue Maschinen anzuschaffen waren. Und in den Genossenschaftsmagazinen ging es auch oft genug sehr unordentlich zu; manchmal sandten sie einem Kartoffeln, wenn man Petroleum bestellt hatte; manchmal vergaßen sie die Bestellung ganz, und man mußte dreimal hinlaufen, ehe man endlich bekam, was man wollte. So höhnte er und schmächte er, nannte die ganze Crèche eine elende Bude, der er so bald als möglich den Rücken kehren werde. (Fortsetzung folgt.)

## Saisonluß und Theaterbilanz.

Die Hitze hat bereits einen ganz respektablen Grad erreicht, ohne daß die Bühnen zu spielen aufgehört hätten. Eine „tote Saison“ giebt es eigentlich kaum in Berlin. Und wenn die Hitze so hoch steigt, daß der Asphalt weich wird und zu riechen anfängt — gespielt wird doch. Das Theaterpublikum des Winters freilich ist nicht mehr vorhanden oder meidet wenigstens das schmale Parkett. Dafür aber kommt der sommerliche Fremdenstrom nach Berlin, und so wird für die Fremden gespielt, die in ihrer Provinzstadt nur theatralische Genüsse bescheidener Art erlangen konnten. Das Geschäft geht also weiter, ohne indes künstlerisch etwas Neues zu bringen. Soweit die Kunst in Betracht kommt, kann man schon jetzt von einem Saisonluß reden, und somit ist der Augenblick gekommen, die Bilanz des Winters zu ziehen.

Allen andern voran, als das eigentliche große Ereignis muß die Aufführung der „Orestie“ von Aeschylus genannt werden. Die Aufführung, an sich ein Fest, wie es einem selten geboten wird, interessierte noch durch zwei Nebenstände. Einmal ging sie von den Studenten aus, in deren Mitte sich wieder geistiges Leben zu regen scheint, und dann hatte der alte Aeschylus bei den modernen Berlinern einen fast sensationellen Erfolg. Obwohl die Schauspieler, die von verschiedenen Bühnen stammten, nur mit Mühe zusammengehalten werden konnten, mußte die Vorstellung mehrfach wiederholt werden und die Nachfrage nach den Karten war jedesmal fast stürmisch. Wenn man von Aeschylus absteht, der von keinem modernen Dichter erreicht werden kann, entfällt der Hauptanteil an dem literarischen Gewinn des Winters auf das „Berliner Theater“, das unter Lindau einen fast verblühenden Aufschwung genommen hat. Hier sprach Björnsons „Ueber unsere Kraft II. Teil“ zum erstenmal zur breiten Öffentlichkeit, und dieses starke Drama, dessen hoher Wert durch den vorangegangenen Akt nicht vernichtet werden kann, erwies sich als ein „Schlager“. Wir bemerken das nicht, weil uns die Finanzen des „Berliner Theaters“ sonderlich am Herzen liegen, wir erwähnen es, weil es von kulturellem Interesse ist, daß ein wertvolles Kunstwerk das große Publikum zwingt. In demselben Theater erlebten wir einen äußerst interessanten literarischen Nachmittag, besonders ergreifend durch die Aufführung von Kleistens „Robert Guiscard“, aber fesselnd auch durch „Elpenor“ und „Satyros“ von Goethe.

Wiederum in demselben Theater entzückte uns Aristophanes durch sein graziozes Lustspiel „Frauenherrschaft“, das in Wilbrandt einen geschickten Bearbeiter gefunden hatte, und endlich erwarb sich die Zeitung ein Verdienst, indem sie Schlags „Meister Delze“ in wirkungsvoller Fassung herausbrachte. Auf ein Haar hätte es dabei in den früher so friedlichen Räumen einen Theaterfandal gegeben. Das „Deutsche Theater“ blüht auf einen mißvergnügten, grämlichen, erfolglosen Winter zurück. Die meisten Hausautoren fielen glatt durch, und dazu kamen einige Stücke, die man wohl am besten als Blamagen bezeichnet. Hauptmanns „Michael Kramer“ muß mit Hochachtung genannt werden, war aber doch bei aller Hochachtung ein mißlungenes Stück. Als einzige ganz und gar erfreuliche Vorstellung bleibt die „Nacht der Finsternis“ übrig, die wiederum auch beim Publikum einen Erfolg hatte. Im übrigen lebte die Bühne sozusagen von ihren ausgezeichneten Schauspielern. Was sie literarisch schuldig blieb, suchte sie durch glänzende Reueinstudierungen gut zu machen, so durch Wolzogens „Lumpengesindel“ und Jbhens „Vollknecht“. Das Schauspielhaus brachte in „Agnes Bernauer“ eins der schwächsten Dramen Hebbels. Da uns von dieser Seite aber selten etwas gebracht wird, mußte die Gabe mit Dank entgegengenommen werden. Am wertvollsten waren schließlich die Reueinstudierungen von „Macbeth“ und „Emilia Galotti“. Ein kleines, feines Lustspiel von Polidre wurde so elend gespielt, daß es aus der Betrachtung ausscheiden muß. Im „Schiller-Theater“ ist vor allem Karl Hauptmanns „Ephraims Breite“ zu nennen, durch dessen Aufführung sich Löwenfeld ein literarisches Verdienst erwarb. Der Versuch, den zweiten Teil des „Faust“ für die Bühne zu gewinnen, war ein interessantes Experiment, aber schließlich auch nicht mehr. Bei Gelegenheit des Gastspiels von Bonn wurden wir durch einige gute Klassikeraufführungen erfreut. Die „Secessionsbühne“ hatte in ihrem ersten Winter schwer zu kämpfen. Nichts bestoweniger hat sie einen künstlerisch wertvollen Einakter gebracht — die „Bildhauer“ von Karl Schönherr. Auch für die Versuche mit

Maeterlinck muß man der Bühne Dank wissen, um so mehr, als sie geschäftlich einen gewissen Heroismus erforderten. Holzogens „Leberbrett“ hat sich im Laufe des Winters zu einer Art Sensation ausgewachsen. Es ist vielleicht allzu harmlos geblieben, aber unter der Fuchtel der preussischen Censur fällt den Westen der Uebermut schwer. Der Einfluß, den es auf das Variétés ausgeübt hat, die Nachahmung, die es in andern deutschen Städten findet, muß trotz allem als erfreulich bezeichnet werden. Die lang geplante Reform des Ringel-Langels ist damit endlich aus dem Bereich der Diskussion in die Wirklichkeit hineingeführt worden. Der erste Schritt ist gethan; es liegt in der Natur der Sache, daß weitere folgen werden.

Daß die „Freie Volksbühne“ einen erfreulichen Aufschwung genommen hat, haben wir bereits mehrfach dargelegt. Wir stellen in diesem Zusammenhang die Thatsache einfach fest. Auch in der „Neuen freien Volksbühne“ ist nach Kräfien gearbeitet worden.

Von den Schauspielern muß zunächst die Dumont genannt werden, die in der „Dressie“ durch eine Leistung von prachtvoller Kraft und Leidenschaft hinriß. In derselben Vorstellung glänzte auch Rosa Bertens, die dann später noch einmal in einer Vereinsaufführung der „Macht der Finsternis“ Gelegenheit fand, ihr starkes, feuriges Talent zu entfalten. Von den Schauspielern des Deutschen Theaters trat Kappeler mehr hervor, als wir es sonst gewohnt waren, und zwar trat er sehr erfreulich hervor. In der „Neuen freien Volksbühne“ lernten wir in Hedwig Wangel ein modernes Talent von großer Feinheit kennen, und im Schauspielhaus sahen wir einen Künstler, den wir schon lange kannten, endlich einmal wieder in einer großen Aufgabe — Matkowsky. Die Erfolge, die Wassermann im „Berliner Theater“ errungen hat, fanden im „Deutschen“ eine glänzende Fortsetzung — er vor allem darf mit der Saison zufrieden sein. Nicht ganz so zufrieden wird Frau Sorma sein, die mit unheimlicher Deutlichkeit die ziemlich engen Grenzen ihrer Begabung zeigte. Daß Pohl ein ausgezeichnete Schauspieler war, wußten wir immer — gegen Schluß der Saison durfte man sich im Schauspielhaus auch endlich einmal durch den Augenschein davon überzeugen. Die Darsteller, deren Wert bereits festgestellt und im verflossenen Winter keine Veränderung erfahren hat, scheiden naturgemäß aus dieser Betrachtung aus. Alles in allem darf man sagen, daß der Winter kein verlorener war. Die Arbeit des Kritikers war manchmal bitter. Vergeblich war sie nicht.

Erich Schläpfer.

## Kleines Heuilleton.

th. Arme Näherinnen. Jetzt hab ich doch einmal wieder erfesen, daß die Socialdemokraten eine ganz verlogene Motte sind. Nachen sie sich nicht fortwährend lustig über den sogenannten „Wohltätigkeitsdrang“ der bürgerlichen Frau? Was für niedere Motive schieben sie diesem Drang nicht unter! Eitelkeit soll es sein, wenn die bürgerliche Frau zum Besten der Armen auf Wägaren und Festen ist, trinkt und tanzt. Nur an sich soll sie denken, an die Ehre, die es ihr einbringt, wenn sie ihren Namen auf alle Wohltätigkeitslisten setzt, kein Herz soll sie haben, hochmütig soll sie niedersehen auf die arme, die in harter Arbeit sich mühende Frau.

Schwindel, alles Schwindel!

Die bürgerliche Frau hat gerade ein Herz. Sie flieht über von Mitleid und Erbarmen, in tiefster Seele empfindet sie die Not der armen Arbeiterin, je mehr sie selber hat, je schwerer ergreift es sie, daß die andre allen Freuden des Daseins entsagen muß. Ich habe den Beweis dafür in Händen.

Wehete mir der Wind da nämlich die neueste Nummer einer deutschen Frauenzeitung in die Hände. Es war eine äußerst lehrreiche Nummer, am lehrreichsten ein kleiner Artikel mit dem schönen Titel „Gastfreiheit“. Eine wunderbare Idee regt er an; Viola odorata (zu Deutsch: Wohlfriehendes Weisken) nennt sich die barmherzige Seele, die ihn schrieb.

Wovon er handelt? Wirklich nicht von teuren Dinern oder eleganten Kaffeegesellschaften, nein, von der „armen Näherin“, von dem Mädchen „mit dem bloßen Gesicht und den müden Augen“, dessen „fleischige Hände tagans, tagent durch die Stoffe gleiten“, das „keine Erholung und kein Ausruhen von der Arbeit kennt.“

Viola odorata süßt mit tiefem Weh das traurige Dulderlos der Armen.

Die bürgerliche Frau ist gerade dabei, sich für die Sommerreise zu rüsten. Sie eilt mit den Jhren hinaus in „schattige Waldbeinsamkeit“, an die „wogende See“. Die „arme Näherin“ kann das nicht. Die arme Näherin fertigt wohl die Reiselleider, aber sie selbst hat nicht teil an den Freuden lachender Sommerzeit.

„Könnte man ihr die Freude nicht verschaffen?“ fragt Viola odorata.

„Wäre es nicht denkbar, daß so eine echte, glückliche Familie sich so eines armen Menschenkindes annähme und es mitnähme in den Wald und an die See?“ Ist das nicht ein Uebermaß von Güte?

Hörcht auf, Ihr armen Näherinnen! Ein wunderbarer Sommer blüht Euch entgegen! Ihr sollt nicht mehr zurückbleiben in dumpfer Fabrik, in enger Nähstube, im Lärm der Stadt. Durch die Wälder werdet Ihr streifen, im Schatten der Buchen werdet Ihr ruhen, Euch freuen am Gesang der Vögel, an der Unendlichkeit der See.

Ihr schüttelt den Kopf? Ihr zweifelt, Ihr sagt: Viola odorata meint es gut, aber ihr Gutmeinen wird nichts nützen, die bürgerliche Frau thut das nimmermehr.

Seid ohne Sorge, sie thut es doch. Viola odorata kennt ihre Schwwestern, sie weiß, daß sie Gutes thun ohne Lohn, daß ihr schönster Lohn der Dank dessen ist, dem sie helfen. Sie weiß, auch Ihr werdet dankbar sein. In feurigen Farben malt sie es aus, wie Ihr Euren Dank beweisen werdet, Ihr armen Näherinnen.

Für „freie Station“ werdet Ihr „sicher mit Freunden bereit sein, der Hausfrau in der Wirtschaft zur Seite zu stehen“, ebenso werdet „Ihr auch gern die Garderobe der Kinder in Ordnung halten“.

Ja, — das alles werdet Ihr gern thun, ich glaube, Ihr werdet noch viel mehr thun. Ihr werdet gerne zu Hause lochen, damit Eure Dame spazieren gehen kann; Ihr werdet ihr gern alle Arbeit abnehmen, — stopfen, fäden, nähen, schneiden, Kinder warten werdet Ihr. Ihr müßt doch Euren „Dank“ für die gebotene „Gastfreiheit“ beweisen!

Und Viola odorata hat ganz recht, es bleibt Euch ja „daneben immer noch Zeit genug, in Wald und Feld herumzustrufen und die frische Luft einzuatmen“.

Natürlich bleibt Euch die.

Zum Beispiel mittags, wenn Madame zu Haus bleibt und die Kinder allein beaufsichtigt, weil es „zu heiß ist, um auszugehen“, oder „am Abend, wenn alle Arbeit gethan ist und gerade keine Strümpfe zu stopfen sind — in der Sommerfrische zerreißt sich viel — glaubt Ihr nicht auch, Ihr armen Näherinnen, daß die bürgerliche Frau sich gerne sonnen wird in solchem Dank?

O sie wird es thun, sie wird Euch herausreißen aus Fabrik und Nähstube, zu Hunderten, zu Tausenden wird sie Euch mitnehmen in die Berge, an die See. Ihr spart ja dem Haushalt die Schneiderin und das Dienstmädchen.

Es lebe Viola odorata, es lebe die Barmherzigkeit der bürgerlichen Frau! —

**Nabe und Schildkröte.** Seitensfüße zu der alten deutschen Fabel vom Wettlauf des Hasen und Schweinegels hat man, wie A. Seidel in den „Beiträgen zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft“ mitteilt, unter den Märchen der Kameruner und der Chinesen entdeckt. In einem kleinen Buche, das Elli Weinhof im Jahre 1889 zum zweitenmal herausgegeben hat, und das einige Märchen und Fabeln aus Kamerun nach den Erzählungen des jungen Njo Dibone, eines Kamerunegers, darbietet, findet sich die Geschichte eines Wettlaufs zwischen einer Gazelle und einer Schildkröte, bei welchem die erstere ebenso überlistet wird, wie der Hase vom Schweinegel. Und in einer kleinen Sammlung von spähigen Geschichten in der Umgangssprache des nördlichen China, welche Camille Joubault-Huart im Jahre 1882 zu Peking veröffentlicht hat, findet sich unter dem Titel: Ya kwei tsheng hsiung (der Streit des Raben und der Schildkröte um das Erstgeburtsrecht) folgende Fabel: Ein Rabe und eine Schildkröte wollten an Ufer eines Flusses Blutsbrüderschaft schließen. Nun aber wollte jeder der ältere Bruder sein (dem nach chinesischer Sitte besondere Vorrechte gebühren). Die Schildkröte sprach: „Es giebt ein Mittel (den Streit zu entscheiden). Laß uns wetten, wer zuerst über den Fluß kommt. Wer dem andern zuvor kommt, soll der ältere Bruder sein, wer zuletzt anlangt, der jüngere.“ Da dachte der Rabe bei sich: Das ist ein Mittel, bei dem sie selbst hineinfallen wird. Ich bringe ja nur meine Flügel auszubreiten, so bin ich drüber, während sie mindestens einen halben Tag dazu gebraucht, ob sie nun schnell oder langsam kriecht. „Ich bin mit Deinem Vorschlage einverstanden“, antwortete der Rabe und flog sogleich über den Fluß. „Schildkröte!“ schrie er, „bist Du herübergekommen?“ „Ich bin schon lange herüber“, erwiderte die Schildkröte in seiner Nähe. Der Rabe aber schöpfe Verdacht und dachte bei sich: „Wie hat sie nur so schnell herüberkommen können?“ „Betten wir noch einmal“, sprach er, „wer zuerst auf die andre Seite zurückkommt“, sprach er zur Schildkröte, „Wer zuerst anlangt, soll der ältere Bruder sein.“ Die Schildkröte war einverstanden, der Rabe flog von neuem auf die andre Seite des Flusses und schrie mit lauter Stimme: „Schildkröte, wo bist du?“ „Hier bin ich“, antwortete die Schildkröte. „Betten wir noch einmal“, sprach der Rabe. Die Schildkröte war wieder einverstanden, und der Rabe flog davon. In der Mitte des Flusses angelangt rief er: „Schildkröte, wo bist du?“ Da sah er plötzlich auf jedem Ufer des Flusses eine Schildkröte; beide schrien zu gleicher Zeit: „Hier bin ich.“ Als er dies bemerkte, rief er: „Pfui, über euch Schildkröten, die einen ehrlichen Raben täuschen wollen.“ —

t. Die englischen Großstädte nach der letzten Volkszählung. Die Ergebnisse der letzten Volkszählung in England sind jetzt veröffentlicht worden, wenigstens liegen genaue Angaben für die englischen Städte mit einer Einwohnerzahl von mehr als 100 000 vor. Die Bevölkerung von London betrug danach 4 536 034 Einwohner am Tage der Zählung, eine Vermehrung von 307 717 im Vergleich zu dem Zählungsergebnis im Jahre 1891, sie hat sich also nur um 7,3 Prozent vermehrt, während die Zunahme in dem vorausgegangenen Jahrzehnt 10,3 Prozent betrug. Seit 1891 hat sich außerdem die Bodenfläche von London um 75 442 Acker englischen Maßes vermehrt. Es dürfte von Interesse sein, das Wachstum von London im Laufe des 19. Jahrhunderts nach den stattgefundenen 11 Zählungen zu verfolgen. Im Jahre 1801 war London noch keine Millionenstadt,

sondern umfaßte erst 958 788 Einwohner, also etwa halb so viel wie das heutige Berlin. Im Jahre 1811 war die Einwohnerzahl auf 1 140 000 gestiegen, 1821 betrug sie rund 1 380 000, dann ferner 1831 1 655 000, 1841 1 950 000, 1851 2 365 000, 1861 2 810 000, 1871 3 267 000, 1881 3 835 000, 1891 4 230 000 und 1901 endlich 4 536 000. Die Grafschaft London besteht bekanntlich aus 29 Gemeinden (boroughs) von denen Lambeth mit etwa 802 000 die volkreichste, die „City“ mit 27 000 Einwohnern die volkärnste ist, die City hat in den letzten zehn Jahren wiederum 10 800 Einwohner verloren. Außer London zählt England noch 25 Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern. Die zweitgrößte englische Stadt ist Liverpool mit 685 276 Einwohnern, wird aber von der schottischen Großstadt Glasgow mit fast 800 000 übertroffen. Dann folgen Birmingham mit 522 182, Manchester mit 503 890, Leeds mit 428 953, Sheffield mit 380 717, Bristol mit 323 836. Ferner kommen mit einer Bevölkerung von über 200 000 Einwohnern der Reihe nach die Städte Bradford, Westham, Nottingham, Hull, Salford, Newcastle und Leicester. Zwischen 100 000 und 200 000 Einwohnern haben jetzt ferner die Städte Portsmouth, Bolton, Cardiff, Wadburn, Brighton, Preston, Norwich, Birkenhead, Gateshead, Plymouth, Derby, Halifax und Southampton. Die sechs letztgenannten Ortschaften sind erst seit der diesjährigen Volkszählung in die Reihe der Großstädte eingetreten. —

**Aus dem Tierleben.**

Die Eiderente. In der Bogenschrift „Nerthus“ (Verlag von Chr. Adolph, Altona-Öttenien) schreibt Dr. Hermann Einfeldt: Enten und Gänse liefern bekanntlich für unsre Betten und Kissen in ihren Dunenfedern ein unschätzbares Füllungs-Material, und bei der Zucht dieser Tiere bilden neben dem Fleisch die Federn das wertvollste Produkt. Man benutzt ja nebenbei auch die Federn anderer Vögel, wie der Hühner, diese besitzen aber bei weitem geringeren Wert. Als besonders wertvoll gelten neben den Dunen der Gänse die Dunenfedern gewisser Entenarten, vor allem die der Eiderente oder Eidergans (*Somateria mollissima*). Die Dunen dieser Ente werden im Handel sehr teuer bezahlt.

Eiderenten leben an den Küsten des Nordens der Alten und Neuen Welt, im Süden ungefähr bis zum 55. Grad N. Sie sind ausschließlich Meeresbewohner, die sich nur gelegentlich an Flußmündungen oder Süßwasser führende Gewässer verirren. Im Winter streichen sie gelegentlich auch wohl etwas weiter nach Süden, ihre eigentliche Heimat aber ist der Norden. Beim männlichen Vogel ist das Sommerkleid auf der Stirn und den Schläfen schwarz, ebenso auf dem untern Teil des Rückens und dem Bauche. Der Oberkopf, der Hals und der Rücken sind reinweiß, die Schwingen und die Steuerfedern sind braunschwarz gefärbt, die Federn des Spiegels sind sammet schwarz. Nach der Brutzeit verfärbt sich das Gefieder, der Kopf und Hals werden dann grauschwarz, die Kropfgegend wird gelblichweiß mit schwarzen und rostbraunen Federkanten. Die weibliche Eiderente ist wie bei vielen Enten und Gänsen bedeutend unscheinbarer gefärbt. Die Grundfarbe ist rostbraun, der Kopf und der Hals tragen braune Streifen, der Flügelspiegel ist braun mit weißer Einfassung, die Unterseite ist dunkelbraun mit schwacher, schwarzer Wellenzeichnung.

Auf dem Lande ist die Eiderente recht unbeholfen und schwerfällig, ebenso zeichnet sie sich nicht durch besonders große Flugfähigkeit aus. Ihr Element ist das Meer, hier zeigt sie sich vollkommen zu Hause. Mit großer Gewandtheit schwimmt sie an der Oberfläche und mit noch größerer Geschicklichkeit und Ausdauer versteht sie, in große Tiefen zu tauchen und ihre Nahrung vom Boden des Meeres anzunehmen. Man hat oft beobachtet, daß Eiderenten in der Gefahr stets das Meer zu erreichen suchen und daß sie sich auch aus der Luft bei einer Verfolgung sofort auf das Meer senken und tauchend ihren Verfolgern zu entgehen suchen. Die Nahrung der Eiderenten liefert die niedere Tierwelt des Meeres. Mollusken, besonders Muscheln, Krebse, Weichtiere, dann auch wohl kleine Fische und Fischlaich werden in großen Mengen gefischt und unzerkleinert verschlungen. Die Zerkleinerung der harten Schalen der Futtertiere geschieht in dem sehr muskulösen Magen. Im Herbst nach der Brutzeit sammeln sich an Muschelbänken, welche ja bekanntlich auch von vielen andren Tieren bewohnt sind, oft Hunderte und Tausende der schönen Vögel, welche dem Beobachter ein ungemein lebhaftes Bild darbieten. Ständig sieht man einen Teil der Tiere untertauchen und andre mit der gefischten Beute wieder an der Oberfläche erscheinen, wo sie dieselbe verzehren. Dabei scheuen die Eiderenten selbst starke Brandung nicht, in der sie ebenso geschickt tauchen, wie auf ruhiger See. Als Brutplätze bevorzugen die Eiderenten sonst vom Meere ansteigende Gestade, die Pflanzenwuchs tragen, bewachsene Dünen u. dergl. Sie steigen auf diese Plätze vom Meere her heran, suchen sich im Mai oder später einen passenden Fleck, auf dem sie ihr kuschelloses Nest aus etwas Tang, Seegras und ähnlichem Material anlegen. Das Weibchen legt 4 bis 7 Eier, aus denen nach Ablauf von rund 3 Wochen die Jungen auskriechen. Während des Eierlegens und auch während des Brütens ruft sich die weibliche Eiderente von ihren Dunen eine große Menge aus, mit denen sie das Nest auspolstert und die Eier umgiebt. Beim zeitweiligen Verlassen des Nestes werden die Eier mit den Dunen sorgfältig eingepackt, um vor zu schneller Abkühlung ge-

schützt zu sein. Diese Eiderdunen werden gesammelt, von Unreinlichkeiten möglichst gesäubert und in den Handel gebracht. An vielen Orten nimmt man schon während des Brütens ein oder zweimal die Dunen aus den Nestern fort, und dadurch sehen sich die weiblichen Tiere immer von neuem gezwungen, zum Schutze ihrer Eier sich weitere Dunen anzurufen. Diese Dunen sind rein und deshalb wertvoller als diejenigen, die man aus dem Neste nach der Brutzeit nimmt, man schädigt aber dadurch die brütende Ente sehr, da diese sich oft den ganzen Bauch kahl rupfen muß, um genügend Dunen für das Nest zu haben. Nach der Reinheit der Dunenfedern unterscheidet man verschiedene Sorten, je weniger fremde Beimischungen vorhanden sind, desto wertvoller sind die Dunen. Dunen der Eiderenten bilden einen hervorragenden Handelsartikel für die Bewohner der von den Tieren belebten Küsten, deren natürliche Hilfsmittel ja meist ohnehin nicht groß sind. Auch der Verfälschung sind die kostbaren Federn schon unterworfen worden, echte Dunen sind braun mit weißem Schaft und frieben beim Schütteln nicht auseinander. —

**Meteorologisches.**

— Etwas von der Hitze. Der Direktor der Wiener Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, Professor Dr. Perntner, äußert sich über die Hitze, die Mitteleuropa in den letzten Tagen heimgesucht, u. a. wie folgt: Ebenso wie im Winter infolge der vorherrschenden Ausstrahlung der Erde intensive Kälte erzeugt wird, werden im Sommer durch die Einstrahlung der Sonne hohe Temperaturen veranlaßt. Wenn nun eine solche Situation im Laufe der Frühlingsmonate eintritt, so pflegt dies selbst schon im April hohe Temperaturen zur Folge zu haben. Der jähe Wechsel und unvermittelte Uebergang von den kühlen Tagen zur heißen Witterung erzeugt dann den Eindruck, daß wir bereits in die schwülsten Sommertage geraten seien. Thatsächlich befindet sich augenblicklich die Temperatur 3 bis 4 Grad über der normalen. Für die nächsten Witterungsverhältnisse läßt sich eine zuverlässige Prognose nicht aufstellen; es ist jedoch ganz gut möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß der nächste Einbruch eines Minimums unverhältnismäßig niedrige Temperaturen zur Folge haben wird, und daß wir dann eine Reihe sehr heißer Tage bekommen werden. Die jetzige vorzeitige Sommerhitze braucht daher durchaus nicht als Beweis zu gelten, daß wir einen sehr heißen Sommer zu gewärtigen haben, denn der nächste Wetterumschlag dürfte wiederum ein tiefes Sinken der Temperatur herbeiführen. —

**Humoristisches.**

— Gemütlich. Patientin: „Am Gottes willen, Sie haben mir ja einen ganz schrecklichen Schmerz bei dem Zahnziehen gemacht!“

Arzt: „Ja, wissen Sie, ich ziehe auch sonst keine Zähne . . . aber einem so hübschen Fräulein, wie Sie sind, kann man ja nichts abschlagen!“ —

— Schreckliches Unglück. Hofbeamter (zum Arzt): „Am Gottes willen, Herr Doktor, helfen Sie mir, sonst bin ich unglücklich, ich habe plötzlich ein steifes Genick bekommen.“ —

— Automobil in der Familie. Schachtelmeier (klagt einem ihn besuchenden Freund über die Schwiegermutter und endigt seinen Redefuß mit den Worten): „Wie ein rasendes Automobil fauchte meine dicke Schwiegermutter in der Wohnung umher!“

Schwiegermutter (hat an der Thür gehorcht, tritt hastig ein und suchst erregt und drohend mit den Händen in der Luft): „Wart! Und jetzt explodiert das Automobil!“ —

(„Meggendorfer hum. Bl.“)

**Notizen.**

— Der Kongreß deutscher Strafanstalten beschäftigte sich mit der Frage der Lektüre in den Gefängnissen und empfahl in einer Resolution unter andern, die deutschen Klassiker in die Gefangenenbibliotheken anzunehmen. In der Diskussion gab Anstaltslehrer Gerl-Ebrach unter dem Beifall der Versammlung seiner Gemüthung darüber Ausdruck, daß die Berliner Zeitschrift „Die Woche“ mit ihrem Antrage, in die deutschen Gefängnisbibliotheken gegen die Vergünstigung, hervorragende Verbrecher abzuphotographieren, aufgenommen zu werden, bei den einsichtigen Leitern der Strafanstalten abgefallen sei. Schriften dieser Art könnten nur dazu dienen, die Sträflinge noch mehr zu verwildern und für blutrünstige Thaten aller Art empfänglich und geneigt zu machen. —

— Der Improvisator ist der Titel der neuen dreitägigen Oper von Eugen d'Albert, deren erste Aufführung demnächst im Opernhause stattfindet. Dem Libretto liegt der gleichnamige Roman von Andersen zu Grunde. —

— In den ersten Bayreuther Parsifal-Aufführungen wird der Parsifal von Herrn Schmiedes vom Wiener Burgtheater, die Kundry von Fräulein Wittich vom Dresdener Hoftheater gesungen werden. —

— Mascagni geht nach einer Meldung des „Berl. Tagebl.“ damit um, einen freien Opernverlag zu begründen, ein Unternehmen, dessen Hauptzweck darin bestehen soll, den Autoren den vollen Rest ihrer Werke zu sichern. —